4. Juli 1939 Nummer 150

In freier Stunde

Kameradschaft mit Gisela

Roman von Manfred Scholz

(14. Fortsetzung) (Nachdruck verboten) Alle Rechte vorbehalten: Horn-Verlag, Berlin SW 11.

Endlich setzt sich der Zug in Bewegung. Feiner Regen schlägt an die geschlossenen Fenster. Aber hinter Spandau reißt die Wolkendecke plötzlich auf, die Landschaft wird weit und groß. Die Funktürme von Nauen funkeln in der Sonne. Auf den fruchtbaren Feldmarken des nördlichen Havellandes ist schon die Ernte im Gange.

Gisela wischt mit dem Fensterriemen die Scheibe blank. Es ist schön, wieder einmal etwas von der freien Natur zu sehen; es stimmt froh und zuversichtlich. Die grauen Straßenschluchten Berlins mit ihrem Menschengewoge haben immer bedrückend auf sie gewirkt. Sie kam sich so verloren und vereinsamt vor . . .

Gestern, der Abschied von den Kolleginnen war schmerzlich. Erika wollte gar nicht glauben, daß Gisela ‚ernst macht'. ‚Das alles wegen einem Mann?' hatte sie gesagt, ‚ich bin ja auch ein bißchen ‚doll verliebt', und wenn ich gar daran denke, daß mein ‚Soldat' mir untreu würde . . . Gar nicht auszudenken! — Aber darum die Stellung aufgeben und ins Ungewisse abdampfen? Nee, Kleine, das ist zu hoch für mich.' Dabei hatte sie heimlich und verstohlen eine Träne aus dem Auge gewischt.

Und dann die Trennung von der Mutter und von Anna, die sie in der letzten Zeit liebgewonnen hatte . . . Es muß sein, Gisela, hatte sie sich gesagt, du mußt fort, wenn du zur Ruhe kommen willst . . .

Der Handlungsreisende schält eine Birne und hat seine Freude daran, daß die Schale ganz bleibt. Der alte Herr mit dem Krückstock raucht noch immer seinen abscheulichen Knaster, der wie saure Bohnen riecht. Die Handelsfrau steht auf und öffnet mit einem Ruck das Fenster. „Ich halte das nicht mehr aus!" sagt sie mit hochrotem Gesicht, „hier ist ja eine Luft zum Ersticken — viel zu warm!" — Der Handlungsreisende ist wütend und verlangt, daß das Fenster augenblicklich wieder geschlossen wird. Jetzt könne er keine Zugluft vertragen. — „Sehr richtig!" läßt sich der Herr mit dem Krückstock vernehmen und spuckt auf den Boden.

Gisela kümmert sich überhaupt nicht um die Mitfahrenden, obgleich der Handlungsreisende den Versuch macht, sie für das ‚geschlossene Fenster' zu gewinnen. In Stüdenitz steigt die Handelsfrau gottlob aus, und der Streit ist beendet. „Es gibt recht unangenehme Zeitgenossen!" meint der Handlungsreisende. — „Sehr richtig!" antwortet der Mann mit dem Krückstock und stopft sich eine neue Pfeife.

In Wittenberge muß Gisela in die Kleinbahn umsteigen. Manstedt liegt in der Westpriegnitz. Immer vertrauter wird die Landschaft, immer heimatlicher . . . Wiesen und Wälder tauchen auf, die man oft genug durchstreift hat. Wie bunte Tupfen auf einer Palette präsentieren sich ferne Dörfer mit ihren schiefergedeckten Kirchtürmen, die in der Sonne blinken. Ein See. Ein Bach. Eine Koppel. Eine buntscheckige Kuh rekelt sich faul im fetten Gras, ein Trupp Gänse watschelt vorüber, ein zitronenfarbener Falter schwärmt in die Sonne . .

Manstedt!

Heimatstadt . . . Wie verloren steht Gisela auf dem Kleinstadtbahnhof, neben sich den schweren Koffer. Ja, das ist noch alles so wie vor einem dreiviertel Jahr.

Das Bahnhofsgebäude ist grau und rußgeschwärzt. Im ersten Stock guckt ein neugieriger Blondkopf hinter jedem Zug her, der sich in der Ferne verliert. Der wacklige Zaun, der die Bahnhofswirtschaft umschließt, ist noch immer nicht gestrichen. Gisela ist ein klein wenig enttäuscht . . .

Jetzt zwängt sich jemand durch die Sperre, winkt mit einem weißen Taschentuch — Elfriede, Elfriede Hirt, die Jugendfreundin.

Gisela und Elfriede liegen sich in den Armen.

„Hast du meinen Brief noch rechtzeitig bekommen?" fragt Elfriede nachher, „also deine Stellung als Verkäuferin im Kaufhaus ist perfekt — aber in der Herrenartikelabteilung war nichts zu machen — du wirst vorläufig Küchenartikel verkaufen müssen. Na, das ist wohl egal, was?"

„Mir ist alles recht, Elfriede . . . Wenn es mit der Stellung als Verkäuferin nicht geklappt hätte, dann wäre ich eben als Hausgehilfin gegangen, meinetwegen auch auf dem Lande. Aber besser ist es doch so. Ich möchte bald meine Mutter nachkommen lassen . . . Wird es denn deinen Eltern angenehm sein, daß ich vorläufig bei euch wohne?"

„Selbstverständlich! So eine Frage! Darüber laß dir nur keine grauen Haare wachsen. Mutter freut sich schon, dich wiederzusehen — und Heinz . . .", sie kichert leise und gibt Gisela einen derben Klaps, „du, unser Heinz ist ein schmucker Bursche geworden, er sich bannig entwickelt im Arbeitsdienst, er ist schon Truppführer — planmäßig, jawohl. Er sagt, nun dürfe er heiraten. Wie sich so'n grüner Junge das vorstellt, was?"

Richtig! Heinz — — den hatte Gisela während der Berliner Zeit ganz und gar vergessen. Elfriedes jüngerer Bruder war stets nett und anständig zu ihr; als Kinder hatten sie immer zusammen gespielt, unter dem alten Kastanienbaum an der alten Schmiede. Das war eine glückliche Zeit. Später freilich, als Heinz in

der Lehre war, hatte er Gisela gemieden, er wurde immer rot bis über beide Ohren, wenn er sie nur sah . . .

Elfriede wollte sich darüber totlachen, ja, einmal hatte sie den sonst so prosaischen Bruder sogar darüber ertappt, wie er ein Gedicht auf Gisela gemacht hatte — — gelegentlich einer Geburtstagsfeier hatte es dann Elfriede den Gästen laut vorgelesen. Gisela war darüber so empört gewesen — weil ihr der arme Junge leid tat — daß ihre Freundschaft mit Elfriede darüber beinahe in die Brüche gegangen wäre.

„Ich habe Heinz eine Ewigkeit nicht gesehen", sagt Gisela, „damals, als wir von hier fortzogen, war er sehr lange Zeit nicht auf Urlaub gewesen —"

„Na, dann wirst du Augen machen."

„— ja, ist er denn da?" fragt Gisela zerstreut.

„Wer?"

„Heinz!"

„Höre mal zu, du bist aber — das rede ich doch die ganze Zeit — — zehn Tage hat er doch Urlaub —"

Beide verlassen den Bahnhof. Der Schalterbeamte grüßt höflich. Ein Schmiedelehrling — Elfriede Hirts Vater ist Schmiedemeister — nimmt Giselas Koffer in Empfang und setzt ihn auf einen Handwagen. Eine Viertelstunde Weg, dann ist man zu Hause.

Dort drüben in der sauberen asphaltierten Hauptstraße, ist das Kaufhaus von Kamitz, in dem Gisela künftig tätig sein wird. Ein schmucker Bau mit einer modernen Fassade. „Morgen früh acht Uhr mußt du antreten", sagt Elfriede, „übrigens ein schicker Mensch, der neue Geschäftsführer, letzten Sonntag war er in der ‚Linde' zum Tanz. Du, für Herrn Lenz schwärmen alle Mädchen — der hat so eine Art — —"

„Was denn für ein Herr Lenz?"

„Aber — der neue Geschäftsführer von Kamitz. Ich glaube, du hörst gar nicht zu, wenn ich dir erzähle, Gisela. Was ist eigentlich los mit dir?"

„Ach — nichts!" antwortet Gisela, und sie geht schnell weiter . . .

Manchmal kommen Menschen vorüber — Bekannte von früher und grüßen höflich, sie wundern sich, Gisela Hertwich wieder im Heimatstädtchen zu sehen. Nachmittags, wenn die Kaffeekränzchen steigen, wird es einen ergiebigen Gesprächsstoff geben.

Die Altstadtstraßen, durch die beide jetzt gehen, werden enger, die obersten Stockwerke der gegenüberliegenden Häuser stoßen hart aufeinander, reichen sich die Hand. Gelb liegt ein Streifen Sonne auf dem moosüberwachsenen Pflaster. Von fern dröhnt der vertraute Glockenschlag der Kirchenuhr. Auf einer lichten Anhöhe grüßt der Mäuseturm, der letzte Rest der einstigen Stadtbefestigung.

Vor einem kleinen Häuschen, das geduckt und brüchig zwischen zwei höheren Mietshäusern klebt, bleiben beide stehen. „August Hirt, Schmiedemeister", steht in verschnörkelter Schrift über der Toreinfahrt. Der harte Schlag der Schmiedehämmer schallt bis auf die Straße. Der alte Kastanienbaum, um dessen Stamm eine Bank läuft, hält vor dem Hirtschen Hause noch immer treue Wacht, wie früher. Immer gegenwärtiger wird eine längst verklungene Zeit . . .

Frau Hirt kommt Gisela schon im Flur entgegen, trocknet die Hände an der Schürze ab und begrüßt den Gast in ihrer knappen, aber herzlichen Art. Sie ist eine große und stämmige Frau, in der Kriegszeit, als ihr Mann im Felde war, hat sie am Amboß gestanden, darauf ist sie stolz und spricht noch heute gern darüber.

„Komm man, Gisela", sagt sie, „ich habe einen Teller Essen für dich aufgehoben."

„Mutter hat dein Lieblingsgericht gekocht", sagt Elfriede, „Milchreis mit Würstchen — wir wissen das doch noch von früher, was du magst und was nicht."

„Du kannst auch nicht den Schnabel halten", meint die Mutter, „jede Freude mußt du einem verderben."

Elfriede schiebt Gisela in die Stube. „Ich habe noch in der Küche zu tun", sagt sie, „verpuste dich erst mal!"

In der Wohnstube ist es dunkel, weil der Schatten des Kastanienbaumes um die Nachmittagszeit auf dem Häuschen liegt. Gisela glaubt sich allein — Mutter und Elfriede klappern in der Küche mit den Tellern — sie rekelt sich faul, sie ist von der Bahnfahrt doch etwas müde geworden, zieht den Mantel aus und setzt sich in einen grünen Polstersessel, der in der Nähe des Fensters steht. Von hier aus hat man eine schöne Aussicht auf den Marktplatz. Dort drüben steht die Marien-Kirche, das Schulhaus und der Gasthof „Zur Linde".

Plötzlich hört Gisela in der Ofenecke ein Husten, es ist ein recht verlegenes und künstliches Husten — — ein junger Mensch in graugrüner Uniform kommt auf sie zu. „Gisela", sagt er, weiter nichts, und bleibt wie ein begossener Pudel inmitten des Zimmers stehen.

Wie von der Tarantel gestochen fährt Gisela aus dem Sessel. „Na, sowas —!" sagt sie und zittert vor Schreck am Körper. „Ach — du — Sie — Heinz!"

„Ja", antwortet er verlegen und fährt sich mit der Hand zwischen Kragen und Hals, „ich bin es . . . Es war dumm von Elfriede, dich hier so unvorbereitet in das Zimmer zu schicken — das sieht ihr wieder einmal ähnlich — sie ist noch immer zu dummen Streichen aufgelegt, wie früher." Heinz lacht. Dann kommt er näher. Gibt Gisela die Hand.

Wahrhaftig, Elfriede hatte nicht übertrieben, denkt Gisela, Heinz ist ein schmucker Bursche geworden, groß, kräftig und von der Arbeit in der frischen Luft dunkelbraun gebrannt. Echt niederdeutscher Schlag, wie alle Hirts. Die Uniform sitzt Heinz wie angegossen. Ja, sie stellt zwischen Heinz und Walter Grabenhorst sogar eine gewisse Aehnlichkeit fest; nur daß letzter älter und gesetzter ist, und seine Gesichtsfarbe ist vom vielen Bürohocken fahl und grau und seine Haltung leicht gebeugt. Aber Heinz steht wie ein Baum. In jungen Jahren mag Walter einmal so ausgesehen haben wie Heinz . . . Zu dumm, daß ich diesen Vergleich ziehen muß, denkt Gisela, darum bin ich doch nach Manstedt gefahren, um jede Erinnerung an die Berliner Zeit zu verbannen.

„Wir haben uns lange nicht gesehen, was?" ergreift Heinz wieder das Wort. „Wie lange ist das eigentlich her? Warte mal . . ." er schnalzt mit den Fingern . . . „im Januar seid ihr nach Berlin gezogen, und Pfingsten im Jahr zuvor war ich das letzte Mal in Urlaub . . . Eine lange Zeit ist das, wenn man jung ist . . . eineinviertel Jahr . . . Wie ist es dir eigentlich in Berlin ergangen, Gisela?" Er blickt sie lange an. „Donnerwetter, du hast dich aber herausgemacht. Man traut sich beinahe nicht mehr ‚du' zu sagen. Eine richtige feine Dame bist du geworden."

Gisela steht verlegen und schiebt mit den Schuhspitzen den Tippich gerade. Sie umgeht seine Fragen, sagt, daß sie und Mutter gern nach Manstedt möchten. Es sei eben für einen geborenen Kleinstädter nicht leicht, sich an die Großstadt zu gewöhnen.

„Und Paul?" fragt er, „ich hatte ihn gebeten, mir gelegentlich mal zu schreiben — — aber zu einem Brief

hat er sich wohl nicht aufraffen können. Na ja, man weiß ja, wie das ist — —"

„— ach, Paul . . .!" Gisela preßt die Lippen zusammen, dann sagt sie ablenkend, „es ist wirklich nett, daß ich dich zu Hause treffe, Heinz —", sie zeigt auf seine Litzen, „du hast Karriere gemacht — ich gratuliere!"

„Ach, das ist doch weiter nichts —", meint er bescheiden. „Aber ich bleibe dabei, beim Militär oder Arbeitsdienst. Vater will ja noch immer nicht ran, weil ich später einmal die Schmiede übernehmen soll . . . Na, ich baue auf Elfriede, vielleicht findet sich mal ein tüchtiger Geselle, der hier einheiratet."

Die Tür wird mit dem Fuß aufgestoßen — Elfriede bringt das Essen. „So, Gisela, nun leg mal tüchtig los. Du hast doch ordentlichen Hunger mitgebracht, was?" Und mit listigem Augenzwinkern. „Na, habt ihr euch schon begrüßt?"

„Warte nur, du — daß du mich noch immer in Verlegenheit bringen willst!" lacht Heinz übermütig und kriegt Elfriede mit seinen derben Fäusten zu packen.

„Vorsichtig, das Essen!" kreischt sie, „ich lasse den Teller fallen!" — Aber Heinz läßt sich nicht beirren, er zwickt die Schwester, wie und wo er nur kann. Eine tolle Jagd um den Tisch beginnt, dabei werden Stühle und Sessel beiseite geschoben.

Gisela lernt an diesem Nachmittag wieder das Lachen . . . Die Hirts sind alle aufgeschlossene und freundliche Menschen und machen gern mal einen Spaß, wenn er auch meistens etwas derb ausfällt. Vater Hirt — er hat im Krieg ein Bein verloren — stelzt auf Gisela zu, drückt ihr so derb die Hand, daß sie am liebsten laut aufgeschrien hätte: „Na, Deern, bist wieder daheeme?"

*

Feierabend. Walter Grabenhorst verläßt das Bankgebäude. Helmut ist schon vor einer Stunde gegangen, er hatte angeblich einen geschäftlichen Weg; und der Chef kränkelt wieder, er hat sich ein paar Tage nicht im Büro sehen lassen. Das alte Lied . . .

(Fortsetzung folgt)

Der Schnüffler

Von Hansjürgen Weidlich.

Von der Tafel aus war Stecker an den Querbalken unter der Decke gekommen — nun hangelte er mitten durchs Klassenzimmer, meine Mitschüler blickten staunend und mit achtungsvollem Gebrüll zu ihm hinauf: da schellte es.

Schwarze boxte seinen Nebenmann Funke in die Seite und schrie: „Mönsch! Was haben wir denn für Geschichte eigentlich auf?"

„Keine Ahnung! Ich glaube: Zweiten Schlesischen Krieg."

„1740 bis 42, nicht?"

„Nee — das war doch der erste?"

„Ach, Mann, Friedrich der Große ist gar nicht so schwierig. Das schmeißen wir schon. Hohenfriedberg, Kesselsdorf, Frieden zu Dresden — klar!"

Rrrums! Stecker war über die Bänke weggehangelt — nun hatte er sich fallen gelassen. Jetzt sauste er an seinen Platz.

Funke sah nach der Klassentür. „Bloß neugierig, ob er heute wieder so viel schnüffelt? Macht mich noch ganz albern damit. Wenn ich schon bloß daran denke —"

„‚Machen' ist gut. ‚Machen' —?!"

„Warum er das wohl immer tut —?"

„Wird wohl jedesmal sein Taschentuch vergessen haben", sagte Schwarze trocken.

Funke platzte vor Lachen. „Mach' nur nicht wieder so dämliche Witze, sonst . . ."

Der Lehrer trat in die Klasse. Die Schüler nannten ihn Ali Baba. Er hatte einmal gesagt, manchmal käme es ihm vor, als unterrichte er nicht in einer Klasse, sondern in einer Räuberhöhle. Seitdem hieß er Ali Baba.

Die Schüler standen auf.

„Setzen!" sagte Ali Baba und schnüffelte.

Schwarze knuffte Funke gegen den Arm. „Siehst du: hat schon wieder sein Taschentuch vergessen."

Funke kriegte einen Lachanfall, setzte sich schnell und verschwand mit dem Kopf unter der Bank. Die ganze Bank wackelte von seinem unterdrückten Gelächter. Schwarze mußte sich Mühe geben, daß er nicht losplatzte.

Ali Baba wurde aufmerksam.

Schwarze trat Funke auf den Fuß. „Vorsicht!" zischte er.

Funke nahm sich zusammen und tauchte wieder auf.

Da schnüffelte Ali Baba wieder — und noch ehe Funke den Kopf wieder unter die Bank stecken konnte, prustete er schon laut heraus.

Mit einem Satz war Ali Baba neben ihm. „Weshalb lachst du?!"

„Ich lache ja gar nicht." Funke stand auf, mit hochrotem Kopf — aber er lachte jetzt wirklich nicht. Ihm war sogar unangenehm ernst zumute.

„Aber du hast doch gelacht?"

Funke antwortete nicht.

„Und warum?"

Wieder keine Antwort.

„Schwarze!" Schwarze stand auf. „Hast du vielleicht eine deiner dummen Bemerkungen gemacht?"

„Nei—ein!" Schwarze schüttelte mit der unschuldigsten Miene den Kopf.

„Funke! Was hat er gesagt?"

Funke wußte sich nicht mehr zu helfen — schon wieder hatte Ali Baba geschnüffelt —, das Gackern kam ihm hoch, schnell sagte er darum: „Schwarze hat nur gesagt, Friedrich der Große wäre mit der Jungfrau von Orleans verheiratet gewesen."

Im Nu war die ganze Klasse von brüllendem Gelächter erfüllt, Funke nahm die Gelegenheit wahr und lachte sich aus. „Ruhe!" kommandierte Ali Baba, schnüffelte, dann wandte er sich an Schwarze, der hoffnungslos in sein Schicksal ergeben dastand: auf einem Bein — mit dem anderen trat er in verbissener Wut Funke auf den Fuß.

„Wenn du so genau in der Geschichte Bescheid weißt", sagte Ali Baba, „zeig' das gefälligst im Unterricht — aber tu dich nicht mit Albernheiten hervor! Im übrigen: schreib' mir doch bitte bis morgen fünfundzwanzigmal auf, mit wem Friedrich der Große wirklich verheiratet war. Setzen!"

Schwarze und Funke setzten sich.

Plötzlich schnalze Schwarze mit dem Finger und meldete sich — ihm war eingefallen, daß er heute nachmittag zum Radrennen der Amateure gehen wollte.

„Was ist noch?" fragte Ali Baba und schnüffelte.

„Kann ich auch Gänsefüßchen machen?"

„P—p—p . . . uh!" prustete Funke wieder los und wollte sich ausschütten vor Lachen.

„Jetzt wird's mir aber zu bunt!" wetterte Ali Baba wütend. „Funke! Mach, daß du rauskommst! Ich will dich nicht mit deinem Lachkoller in meinem Unterricht haben!"

Funke stand auf und ging schnell hinaus — noch als er in der Tür war, krümmte er sich schon wieder vor Lachen.

„Und du, Schwarze, schreibst mir fünfzigmal auf: Friedrich der Große war verheiratet mit Elisabeth Christine von Braunschweig. Und keine Strichelchen!" Er schnüffelte. Dann begann er mit dem Unterricht.

Zehn Minuten später forderte er den Primus auf, nachzusehen, ob Funke jetzt mit seinem Koller fertig sei. „Er soll dann wieder reinkommen."

Der Primus ging auf den Korridor, guckte, kam zurück: „Funke ist nicht mehr da."

„Na, das ist doch . . ." Er schnüffelte. „Wo kann er denn sein?"

Stecker meldete sich — er wollte auch gern an den Möglichkeiten, die diese Stunde unerwartet bot, teilhaben. „Vielleicht ist Funke —" Er machte eine Geste.

„Ja, hat er denn den Schlüssel mitgenommen?"

„Das nicht; aber . . . Es kann ihn ja auch unvorbereitet getroffen haben. Wenn ich mal nachsehen soll —?"

„Gut. Aber daß du gleich wieder hier bist!"

„Sofort!" Stecker sauste hinaus.

Nach zehn Minuten erst kam er zurück. „Ich habe überall gesucht — ich habe ihn nirgends gefunden."

Ali Baba schüttelte den Kopf und schnüffelte.

Als die Stunde zu Ende war, war auch Funke wieder da. Sowie es schellte, kam er herein.

„Wo warst denn du?" empfing ihn Ali Baba.

„Sie hatten mich doch rausgeschickt!

„Aber doch nicht für die ganze Stunde!"

„Nei—ein?"

„Selbstverständlich nicht."

„Ach?!"

„Nun ist es aber genug! Ueberhaupt: Schwarze, du auch — kommt doch eben mal mit mir hinaus."

Betreten folgten sie ihm. „Du bist ein ganz gemeiner Kerl!“ flüsterte Schwarze und knuffte Funke mit dem Knie. „Weiß ich“, sagte Funke, „du aber auch.“

Im Korridor nahm Ali Baba sie beiseite. „Was fällt euch beiden eigentlich ein, so zu albern?! Dir, Schwarze, solch törichte Bemerkungen zu machen! Und dir, Funke — und dann auch noch einfach wegzulaufen! Wo warst du denn überhaupt?“

„Ich — ich —“

„Aber die Wahrheit!“

„Ich habe mir ein Heft gekauft und schon angefangen — der Singsaal war gerade frei —, Schwarzes Strafarbeit zu machen.“

„Schwarzes Strafarbeit?“

„Ja. Weil Schwarze das doch gar nicht gesagt hat, was . . .“

„Aber Schwarze hat doch eine ganz andere Handschrift!“

„Och — bei so einer Strafarbeit . . .“

„Na, ihr habt ja eine schöne Meinung von mir!“ Jetzt mußte Ali Baba lachen. „Und was hat Schwarze nun wirklich . . . Schwarze, was hast du wirklich gesagt? Aber auch die Wahrheit!“

„Ich habe gesagt“ — Schwarze druckste einen Augenblick — „ich habe gesagt: Sie hätten wieder Ihr Taschentuch vergessen.“

Verdutzt sah Ali Baba die beiden an.

„Weil Sie doch immer so schnüffeln“, erklärte Funke mutig.

„Weil . . . Was?! Ich schnüffle?“

„Und wie!“ sagte Schwarze — Funkes Mut hatte ihn angesteckt.

„Ach —? Seht mal an! Und darum habt ihr also gelacht?“

„Ja. Sehr oft.“

„Ich schnüffle also tatsächlich? Wie denn zum Beispiel?“

„So—“. Schwarze machte es vor. Funke grinste verlegen.

„Na, so doll nun aber wohl doch nicht?“

„Nein“, sagte Funke, „so doll nicht.“

„War aber trotzdem ziemlich echt“, verteidigte sich Schwarze.

„Jedenfalls: habt schönen Dank, daß ihr mich darauf aufmerksam gemacht habt. Scheint zu meiner Freude ja doch zwei ganz patente Bengels zu sein. Hätte ich nicht gedacht von dir, Funke, daß du dich da hinsetzt und die Strafarbeit für deinen Kameraden machst. Na, ist dir nun erlassen, Schwarze. Und in Zukunft, wenn ich wieder schnüffle, legt ihr einfach den Finger an die Nase — dann weiß ich Bescheid. Aber keinem verraten! Ist unser Geheimnis, verstanden?“

„Jawohl, Herr Doktor!“ Beide nickten eifrig, und in ihre Augen kam plötzlich ein Leuchten.

„Und wenn ihr mal einen Mann auf der Straße seht, dem der Aufhänger hinten aus dem Mantel guckt, oder der noch die Kinokarte von gestern abend hinter dem Hutband trägt, oder dem vielleicht der Sockenhalter auf den Stiefel gerutscht ist — so was kommt nämlich alles mal vor, genau wie mein . . . na, ja —, dann sagt ihm das, er ist euch bestimmt dankbar dafür; und geht nicht hinter ihm her und macht dumme Bemerkungen über ihn. Nicht wahr, habt ihr doch bisher so gemacht?“

„Klar!“ sagte Schwarze, und Funke kriegte wieder das Gackern.

„Nun aber Schluß damit — seid doch keine Hühner!“ Er schnüffelte wieder, diesmal aber absichtlich.

Die beiden legten ihre Zeigefinger an die Nasen und sahen ihn bedeutungsvoll an.

„Seht ihr“, sagte er, „s o ist es richtig!“

Berlin—Salzburg, 2. Klasse

Von Peter Steffan.

Der Architekt Franz Wild hatte die Freundschaft zwischen seiner Frau und dem jungen Mühlbaier nicht immer mit reiner Freude betrachtet. Das war schließlich verständlich. Veronika Wild war hübsch und lebenslustig, wie es ihren sechsundzwanzig Jahren zukam. Und der junge Mühlbaier stand nicht nur allgemein in dem Ruf, bei Frauen gern gesehen zu werden, sondern hatte auch mehr Zeit für Veronika als der vielbeschäftigte Architekt.

Aber Franz Wild war ein ruhiger Mann, gab der Eifersucht, die sich eigentlich melden wollte, nicht nach, und als dann Mühlbaier von seiner Firma ins Oesterreichtische versetzt wurde, vergaß er ihn rasch. Eines Abends wurde er jedoch überraschend an ihn erinnert.

Als er an diesem Abend vom Büro nach Hause kam und im Vorraum den Mantel ablegte, sah er in der Ecke neben der Kleiderablage ein rotes Stück Papier, das unter dem Teppich vorragte. Er bückte sich und zog es hervor. Es war ein Fahrscheinheft, wie es die Reisebüros ausgeben. Er schlug es auf, las „Berlin—Salzburg, 2. Klasse“ und, einer plötzlichen Eingebung folgend, steckte er das Heft rasch in die Tasche, als er seine Frau kommen hörte. Denn sofort war ihm wieder eingefallen, daß Egon Mühlbaiers neuer Posten in Oesterreich war. War es nicht Salzburg gewesen? Er erinnerte sich nicht mehr genau.

Beim Abendessen war der Architekt schweigsam und beobachtete unauffällig, aber genau seine Frau. Veronika war ohne Zweifel nervös. Nach dem Essen begann sie ein wenig planlos und aufgeregt in Schubladen zu suchen, hob die Zeitungen auf dem Schreibtisch auf und bückte sich schließlich, um unter einen Schrank zu sehen. Franz schaute ihr von seinem Sessel, halb hinter der Abendzeitung versteckt, zu.

„Suchst du etwas?“ fragte er endlich.

„Ja — es ist aber nichts Wichtiges“, antwortete sie ausweichend.

„Was ist es denn?“ beharrte er.

„Ach — —“ sie zögerte und sagte dann schnell: „nur eine Rechnung, weißt du. Von meiner Schneiderin. Ich wollte sie morgen bezahlen . . .“ Sie wich seinem Blick aus.

Sie schwindelt mich also an, stellte Franz fest und wunderte sich über seine eigene Ruhe. In dieser Nacht lag er lange wach und dachte nach. Er war jetzt sicher, daß Mühlbaier nach Salzburg versetzt worden war. Am nächsten Vormittag im Büro wunderte sich seine Sekretärin, daß der Architekt, sonst immer ein Muster an Konzentration, ihr manchmal keine Antwort gab, bis sie ihre Frage zweimal wiederholt hatte. Er starrte auf ein Fahrscheinheft, das vor ihm auf dem Schreibtisch lag. Es war ihm jetzt alles ganz klar. Veronika wußte, daß er in Bälde auf eine Woche nach Westdeutschland fuhr, wo er Besprechungen wegen der Entwürfe für einen Industriebau hatte. Wenn er nicht zufällig das Fahrscheinheft gefunden hätte, so hätte er vermutlich nie erfahren, daß seine Frau während seiner Abwesenheit nach Salzburg fuhr und sich dort mit Mühlbaier traf.

Menschen wie Franz Wild, ruhig, ihrer selbst sicher und nicht übermäßig mit Phantasie begabt, neigen an und für sich nicht zur Eifersucht. Aber wenn sie diesem Gefühl doch unterliegen, packt es sie auch heftiger als andere. Der Architekt war in den nächsten Tagen ein vollkommen verwandelter Mensch. Er arbeitete kaum und war finster, einsilbig und leicht gereizt.

Eines Abends, als er wieder ohne ein Wort beim Abendessen saß, sagte seine Frau: „Du machst mir ein wenig Sorgen in letzter Zeit, Franz. Du bist sicher überarbeitet. Ich glaube, es wird höchste Zeit, daß du mal ausspannst.“

„So, meinst du?“ war alles, was er erwiderte. In seinem Ton lag eine Art grimmiger Hohn, der sie verstummen ließ.

Am nächsten Tag tat Franz etwas, worüber er sich schämte, noch während er es tat. Es waren nur noch zwei Tage bis zu seiner Reise nach Westdeutschland. Er benützte einen Augenblick, als seine Frau nicht im Zimmer war und öffnete ihre Handtasche, die auf dem Tisch lag. Er brauchte nicht lange zu suchen, dann hielt er es in der Hand: ein zweites Fahrscheinheft „Berlin—Salzburg und zurück.“ Jetzt war er seiner Sache sicher. Er steckte das Heft rasch zurück und schloß die Tasche, da er seine Frau kommen hörte.

Als Veronika ins Zimmer trat, ging er auf sie zu. Zunächst blieb er vor ihr stehen, ohne ein Wort zu sagen.

„Warum siehst du mich denn so sonderbar an, Franz, ist etwas Besonderes?“ fragte sie.

„Du hast vor ein paar Tagen etwas sehr eifrig gesucht“, sagte er langsam, „eine Schneiderrechnung, sagtest du. Ist sie vielleicht das?“ Er zog blitzschnell das Fahrscheinheft aus der Tasche und hielt es ihr hin.

Sie war erst verblüfft, dann lächelte sie. „Nun hast du es doch herausgefunden. Eigentlich schade.“

„Willst du mir vielleicht erklären, was das zu bedeuten hat?“

„Du hast doch oft davon gesprochen“, antwortete Veronika, „daß du dich einmal erholen müßtest, ganz ohne Menschen, auch ohne mich, am liebsten in den Bergen. Aber dann hast du es immer wieder verschoben, weil du dich von der Arbeit nicht trennen kannst. Deshalb wollte ich dir zum Geburtstag auch eine Fahrkarte nach Salzburg schenken. Wenn du die Karte einmal hast, wirst du dich schon entschließen, zu fahren, dachte ich mir. Und du hast die Erholung wirklich sehr nötig, Franz, das habe ich in den letzten Tagen gemerkt.“

Er schaute sie an, unfähig etwas zu sagen. Sie fuhr ihm mit der Hand über die Haare, eine rasche und zärtliche Bewegung und ging dann rasch zum Tisch hinüber, wo sie ihre Handtasche nahm und öffnete. „Ich dachte nicht, daß der Fahrschein wieder gefunden würde“, sagte sie, „ich hatte doch überall nachgesehen. Deshalb habe ich eine neue Karte gekauft, die muß ich jetzt eben zurückgeben.“

Er war mit drei großen Schritten bei ihr. „Nein,“ sagte er, „nein, die Fahrkarte behalten wir. Ich versichere dir, daß ich mich mindestens zehnmal so gut erholen werde, wenn du mitkommst, Veronika.“